

PATRICK MODIANO
Unbekannte Frauen

Roman / Hanser



NOBELPREIS FÜR
LITERATUR 2014

Verwahrungsstellen. Im Leichenschauhaus.

Mir war übel. Ich bin aufgestanden, immer mit dieser Angst umzukippen. Ich bin die Treppe zu den Toiletten hinuntergegangen. Ich mußte mich übergeben. Ich wollte nicht wieder zu den anderen hinauf. Ich wollte das Restaurant heimlich verlassen und allein durch die Straßen gehen. Ich suchte einen Notausgang. Wie der Algerier gesagt hatte: Noch war ich eine *nicht identifizierte* junge blonde Frau. Von Mädchen, die man aus den Wassern der Saône oder der Seine gefischt hat, heißt es oft, sie wären unbekannt oder nicht identifiziert. Ich hoffe, das für immer zu bleiben.

Ich bin in Annecy geboren. Mein Vater starb, als ich drei war, und meine Mutter ist zu einem Metzger aus der Umgebung gezogen. Danach stand ich nicht mehr auf sehr gutem Fuß mit ihr. Manchmal besuchte ich die beiden, sie und ihren neuen Ehemann, aber ich spürte eine Verlegenheit zwischen uns. Ich glaube, ich weckte unangenehme Erinnerungen in ihr. Sie war eine harte und jähzornige Frau, kein bißchen sentimental wie ich. Ihre Wutanfälle machten mir angst. Sie hatte Schaum vor dem Mund und kreischte mit ihrem Akzent aus dem Norden. Sie waren ein komisches Paar. Wegen seines kurzen Bürstenschnitts und der hohlen Wangen sah er aus wie manche Priester, wenn sie streng dreinblicken und herauszufinden versuchen, welche Sünden man begangen hat. Mir war aufgefallen, daß meine Mutter unter dem Einfluß dieses Mannes immer maskuliner wurde. Zwischen ihnen gab es keine Liebe, sondern eher eine Beziehung wie zwischen Regimentskameraden oder zwischen einem Pfarrer und seiner Haushälterin. Übrigens haben sie nie Kinder bekommen. War sie in meinen Vater verliebt gewesen? Auf jeden Fall hätte man meinen können, die Liebe interessiere sie nicht, ekle sie sogar an und meine Geburt sei in ihrem Leben nur ein Unfall gewesen.

Meine Tante, die Schwester meiner Mutter, hat sich in meiner Kindheit ein wenig um mich gekümmert. Auch sie war keine sentimentale Person. Männern traute sie nicht über den Weg. Sie traute niemandem über den Weg. Auch mir nicht. Ich muß zugeben, daß wir keine sehr enge Beziehung hatten. Sie hat genausowenig für mich gezählt wie meine Mutter.

Die Erinnerungen, die ich an meine Kindheit habe, sind weder gut noch schlecht. Ich glaube, wenn mein Vater länger gelebt hätte, hätte ich mich gut mit ihm verstanden und alles wäre anders geworden. Man hat mir erzählt, er sei ein »Hitzkopf« gewesen, und ich habe lange gebraucht, bis ich verstand, was das heißen sollte.

Mit fünf bin ich in die École Sainte-Anne gekommen, in der Nähe von Les Marquisats. Meine Tante wohnte in Veyrier-du-Lac. Sie arbeitete in den Villen reicher Leute in Veyrier, in Talloires. Sie putzte, kaufte ein und kochte. Als ganz junge Frau war sie in einem Hotel von Annecy, nicht weit vom Kasino, angestellt gewesen, und mit dem Hotelwirt stand sie auch später auf gutem Fuß. Er unterstützte sie finanziell, wenn sie in Schwierigkeiten steckte. Sie war eine Frau, die sich zu helfen wußte.

In der École Sainte-Anne war ich immer Klassenbeste, und die Direktorin hat meiner Tante geraten, mich am Mädchengymnasium anzumelden, damit ich mein Abitur machen

könnte. In Französisch war ich so gut, daß sie meinte, ich würde es »weit bringen«. Aber meine Tante hat nicht auf diese Ratschläge gehört. Sie hat mich zu den Nonnen ins Internat gegeben, etwa zwanzig Kilometer entfernt, an der Route du Grand-Bornand. Nicht mit dem Ziel, mir Disziplin beizubringen, sondern weil sie mich ganz einfach loswerden wollte. Ich war zwölf.

Meine Mutter hat mir nie angeboten, in ihrem Haus zu leben. Ihr Mann, der Metzger, auch nicht. Die wenigen Male, die ich sie besucht habe, verstörte mich der strenge Blick, mit dem er mich ansah. Später habe ich begriffen, daß dieser Blick nicht mir im besonderen galt, sondern allen Frauen. Dieser Kerl betrachtete die Frauen als das Böse, und wahrscheinlich war es ihm gelungen, auch meine Mutter davon zu überzeugen. Ich habe das Gefühl, er wünschte sich, sie wäre ein Mann.

Ich weiß nicht, was ein Familienleben ist. Und um ehrlich zu sein, ich glaube, so ein Leben hätte mir auch nicht gefallen. Ich war zu unabhängig. Und oft wollte ich am liebsten allein sein. Ich hätte das nie ertragen, diese Sonntagsessen in der Familie, die Geschwister, die Cousins, die Mütter, die Kommunionessen, die Geburtstage, Weihnachten ... Nur eines hätte mir wirklich gefallen, allein mit meinem Vater zu leben, wenn ich ihn nicht verloren hätte. Er zumindest hätte mich am Gymnasium angemeldet, und ich hätte mein Abitur gemacht.

Im Internat war die Disziplin strenger als an der École Sainte-Anne. Ich habe beide Schlafsäle erlebt, den für die Kleinen und den für die Großen. Die Schwester löschte um neun das Licht, und die Nachtlampen an der Decke verströmten einen blauen Schimmer. Ich hätte lieber im Finstern gelegen.

Morgens um Viertel nach sechs wurden wir geweckt. Wir wuschen uns schnell an den langen Waschtischen, die Viehtränken glichen. Sich auszuziehen war verboten. Man mußte seinen Körper vor den anderen und vor sich selbst verstecken wie etwas Schändliches. Ich habe nie verstanden warum, und übrigens habe ich es auch gar nie versucht.

Nach dem Aufstehen und Waschen gingen wir in die Kapelle. Dann in den Studiersaal, eine Stunde. Anschließend Frühstück im Refektorium. Milchkafee ohne Zucker und Brot ohne Butter. Nur ein wenig Marmelade. Zurück in den Studiersaal. Dann eine Pause um elf. Unterricht. Mittagessen. Pause. Wieder Unterricht. Pause und Nachmittagsimbiß, eine Scheibe Brot und ein Stück schwarze Schokolade. Selbstbeschäftigung im Studiersaal. Zum Abendessen gab es immer nur ein Gericht, »Polinte«. Nie Fleisch. Kapelle. Schlafengehen. Und am nächsten Tag begann alles von vorne.

Jeden zweiten Donnerstagnachmittag machten wir eine kleine Wanderung in der Umgebung des Dorfes. Oder wir blieben in der Arbeitsstube, um Näh- und Stopfarbeiten zu machen ... Meine einzige Verbindung zur Welt war ein kleines Transistorradio, das ich mir von meiner Tante geliehen hatte und das ich verstecken mußte. Ich schaltete es abends im Schlafsaal ein und nach dem Mittagessen, während der Pause, in einem einsamen Winkel des Schulhofs.

In dem April, in dem ich fünfzehn war, glaubte man zwei oder drei Tage lang, den Nachrichtensendungen zufolge, die ich auf meinem Transistor empfangen konnte, die in Algerien stationierten Fallschirmjäger würden über Frankreich abspringen. Damals habe ich gehofft, ein Bürgerkrieg würde ausbrechen. Die Erwachsenen hätten keine Macht mehr über uns gehabt, und ich wollte das Durcheinander nutzen und weglaufen. Leider ist am darauffolgenden Sonntag alles wieder in Ordnung gekommen.

Während der Internatsjahre haben die Menschen, die meinen Weg kreuzten, keine Erinnerung in mir hinterlassen. Und das, obwohl ich, seit ich vierzehn war, immer der großen Liebe begegnen wollte. Aber niemand hat mein Herz heftiger schlagen lassen in diesen Jahren. Ich habe sie in einem Nebel durchschritten, der alle Gesichter und alle Einzelheiten meines Lebens auslöscht. So gründlich, daß ich mich frage, ob nicht alles ein Traum war. Ein Traum wie jene anderen, die mich oft heimsuchen und in denen ich wieder unter den blauen Nachtlampen des Schlafsaals liege.

*

Am Sonntagabend wartete ich immer auf den Bus, der mich ins Internat zurückbrachte. Die Haltestelle war an der großen Platane vor dem Gemeindeamt von Veyrier-du-Lac. Ich erinnere mich nur an Sonntagabende im Herbst oder Winter. Es war schon dunkel. Ich stieg in den Bus, und die Plätze waren schon ab Annecy alle besetzt. Viele Fahrgäste standen eng aneinandergedrängt im Mittelgang. Bauern, die nach einem in der Stadt verbrachten Sonntag nach Hause fuhren. Soldaten auf Urlaub. Kinder. Hunde. Auch ich blieb stehen, gleich hinter dem Fahrer. Der Bus setzte sich in Bewegung. Er fuhr langsam. Rechterhand vor der Kurve, ein wenig unterhalb der Straße, das Gartentor der Villa des Tilleuls, wo meine Tante einen Sommer lang bei Amerikanern gearbeitet hatte, die hier Urlaub machten. Und dann, sobald der Bus in die Straße zum Col de Bluffy gebogen war, zeichnete sich das Schloß von Menthon-Saint-Bernard auf einem Berggipfel scharf ab, wie die Schlösser in den Märchen. Wir fuhren an dem kleinen Friedhof von Alex vorbei. Dann am Ehrenmal für die Helden von Glières und an ihren Gräbern. Man hatte mir erzählt, mein Vater habe mit ihnen zusammen auf dem Plateau gegen die Boches gekämpft. Ich glaube, auch er war ein Held, auch wenn er nicht während des Krieges, sondern erst einige Jahre danach gestorben ist.

Der Bus blieb auf dem Dorfplatz stehen, und ich mußte die Straße noch ein paar hundert Meter zu Fuß weitergehen. Ich war allein. Nie fuhr eines der Mädchen mit mir im Bus. Sie wohnten alle in den Dörfern der Umgebung. Außer Sylvie, die in Annecy wohnte und mit der ich auch später befreundet geblieben bin, als sie eine Arbeit in der Präfektur gefunden hatte. Aber ihre Eltern brachten sie mit dem Auto zurück.

Ich lief die Straße entlang, und oft hatte ich Lust auszureißen. Ich brauchte mich nur umzudrehen und am Dorfplatz auf den Bus zu warten, der abends um neun wieder nach

Annecy zurückfuhr. Die Straße in umgekehrter Richtung. Gegen halb zehn wäre ich in Annecy an der Endstation angekommen, Place de la Gare. Aber dann? Natürlich, wenn ich Geld gehabt hätte ... Mit Geld wäre ich nicht in Annecy geblieben. Gleich nachdem ich aus dem Bus gestiegen wäre, hätte ich mir eine Fahrkarte nach Paris gekauft und auf den Nachtzug gewartet. Aber noch traute ich mich nicht, den großen Sprung zu machen. Und so stand ich wieder mit den anderen in der Kapelle, für die Sonntagabendandacht.

Meine Banknachbarin in der Klasse war ein blondes Mädchen, dessen Vater eine Apotheke in Cruseilles hatte. Ich glaube, sie war in diesem Internat genauso unglücklich wie ich. Ich lieh ihr manchmal mein Transistorradio. Wir hatten auf dem Schulhof miteinander gesprochen, obwohl Gespräche zu zweit verboten waren. Man mußte sich allein beschäftigen oder in der Gruppe bleiben. Regen fiel, ein endloser Regen, der die fünf Schneemonate ankündigte, in denen ich mich noch eingesperrter fühlen würde. Dieses Mädchen aus Cruseilles hatte aus der Apotheke ihrer Eltern zwei Röhrrchen eines Schlafmittels gestohlen, das Imménoctal hieß. Sie hat mir eins davon gegeben. Wenn man sich umbringen wolle, hat sie mir erklärt, bräuchte man nur alle Tabletten zu schlucken. Und es sei gut, dieses Röhrrchen immer bei sich zu tragen. »Auf diese Weise«, hat sie gesagt, IST MAN HERR ÜBER SEIN LEBEN UND SEINEN TOD.« Und niemand kann einem mehr etwas anhaben. Nichts mehr ist wirklich von Bedeutung. Man ist niemandem mehr Rechenschaft schuldig. Man ist frei. Und sie hatte recht. Von dem Augenblick an, wo ich dieses Röhrrchen Imménoctal bei mir trug, fühlte ich mich leichter und gleichgültiger gegenüber der Internatsdisziplin und allem, was die Schwestern sagten.

Das blonde Mädchen aus Cruseilles ist eines schönen Tages verschwunden. Es hieß, sie sei von der Schule verwiesen worden, weil die Schwestern in ihrem Nachttisch »verbotene« Bücher gefunden hatten. Ich wußte, daß sie im Schlafsaal las, mit einer winzigen Taschenlampe. Von da an klaffte in der Klasse ein Loch neben mir. Aber bis heute habe ich das Röhrrchen mit den Schlaftabletten aufbewahrt, das sie mir gegeben hatte, und manchmal bereue ich, sie nicht alle auf einmal geschluckt zu haben.

*

Ich verbrachte die großen Ferien bei meiner Tante in Veyrier-du-Lac. Ich half ihr in den Villen der Umgebung beim Putzen und Einkaufen. Dafür gab sie mir ein bißchen Taschengeld. Mit vierzehn, fünfzehn wirkte ich älter, als ich war. Eines Nachmittags arbeiteten wir, meine Tante und ich, in der Villa eines Pariser Anwalts, der jeden Sommer nach Chavoires kam, und er hatte mit seiner tiefen Stimme gesagt: »Ihre Nichte ist schön wie das junge Leben.« Er war dagestanden und hatte mich angelächelt, in seiner Bibliothek, die weißen Haare mit den graublauen Wellen nach hinten gekämmt. Schön wie das junge Leben. Ich wußte nicht, was das heißen sollte, und es machte mir angst. Dieselbe Angst wie damals, als ich gehört hatte, mein Vater sei ein »Hitzkopf«.